



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knebel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Anebel.

Aus K. v. von Anebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Dünker. Jena, Mauke. —

— Wer ist's, der dort gebüßt

Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?

Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,

Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.

Er saugt begierig am geliebten Rohr,

Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.

Gutmüthig trocken weiß er Freud und Lachen

Im ganzen Cirkel laut zu machen,

Wenn er mit ernstlichem Gesicht

Barbarisch hant in fremder Mundart spricht.

So schildert Goethe in „Ilmenau“ seinen ältesten weimarischen Freund, durch dessen Vermittlung der entscheidende Wendepunkt seines Lebens eingetreten war. In der Sammlung „Freundesbilder aus Goethes Leben“ (Leipzig, Dyk) hat Dünker, was man aus den Actenstücken über diese höchst interessante und lebenswürdige Persönlichkeit wissen kann, mit seinem gewöhnlichen Fleiß zusammengestellt. Die vorliegende Correspondenz ist eine Nachlese, die, im Ganzen von viel geringerem Interesse, doch über den herrschenden Ton der Societät von Weimar und über Goethe selbst einzelne beachtenswerthe Notizen enthält.

Fräulein Henriette v. Anebel, erzählt der Herausgeber, geb. 1755 zu Regensburg, war ganz der weibliche Abdruck ihres Bruders. Derselbe edle Drang, dieselbe Herzinnigkeit, dieselbe Sehnsucht nach geistiger Freiheit und reiner Menschheit, derselbe Ernst der Empfindung, aber auch dieselbe Reizbarkeit, dasselbe rücksichtslose Aufwallen und Uebersprudeln. Auch äußerlich erschien sie dem Bruder gleich, eine hohe, edle Gestalt; ihr Gesicht war leider früh durch Blattern entstellt worden, doch bligten ihre Augen mit unwider-

stehlicher Gewalt und trafen tief in die Seele, wenn sie auch mehr Verehrung als Liebe zu erwecken wußten. Unter ihrem harten und widerwärtigen Vater hatte sie viel zu leiden, bis dieser 1787 die Seinigen durch den Tod von einer schweren Last befreite.

Als der Bruder ihr 1774 einen Gruß von Goethe schickt, antwortet sie, 19. Dec.: „Die Freude, daß ein Goethe weiß, daß auch ich existire, sogar an mich schreibt — mir ist noch, als wenn ich träumte, ob ich wol den Brief schon ganz auswendig weiß.“ So wirkte schon damals der Zauber dieses Mannes auch in die Ferne. In jedem Brief erkennen wir das unauslöschliche Gepräge, daß dieser überlegene Geist den Seinigen ausdrückte. Als einmal Henriette über verlornes oder nicht gefundenes Glück klagt, tröstet sie der Bruder (28. Nov. 1784) durch Goethes Lebensphilosophie. „Der Mensch ist weder zum Glück noch zum Unglück geschaffen; er ist geschaffen, daß er da sei; die Ordnung der Dinge rief ihn hervor. Das Schicksal, das ihn von außen treibt, legt ihn zwischen wechselseitige Schalen. Jedem ist nach seinem Maß eine gute Portion Glück zugetheilt, das er sich nicht gegeben hat; jedem eine fast unvermeidliche Portion Elend. Selbst dem Unglücklichsten ist oft da Hilfe, Glück und Genuß zugetheilt, wo wir es nicht errathen, kaum selbst für ihn fühlen können — z. B. die Zufriedenheit, die ein Mathematiker bei einem schwer aufgelösten Problem findet; während dem Glücklichen ein unvermeidlich Elend kommt, wo er es nicht voraussehen konnte. Dieses Gesetz erhält den Menschen in einer steten Achtsamkeit und Spannung. Er hat stets Ursache zu hoffen und zu fürchten; das Unwahrscheinlichste ist doch möglich und hat sich schon ereignet, und das Glück, worauf er am sichersten baute, ist vor seinen Augen verschwunden. Durch diese Nothwendigkeit zieht sich ein elektrischer Faden, der das Gute von den Dingen zu erhalten sucht und an sich reißt, und das Böse von sich stößt. Das ist die Kraft des Geistes. Sie beweist sich darin, daß sie das Gute fixirt und deshalb, obgleich allem zufälligen Glück bereit, dennoch nichts zuläßt, was ihr das Gefühl davon zu einer andern Zeit benehmen könnte. Dadurch erhält sie sich in der glücklichen Flut des Daseins gemächlich und bewußt, sind hingegen die Wasser enger und trüber, und sinken zur Ebbe, so wird sie nicht so leicht mit vom Ufer weggetrieben. Sie hat sich vieler dauerhaften Dinge bemeistert, die ihr das Schicksal nicht nehmen kann, ihr Geist selbst ist frei und thätig, wie Ulyß in den Meereswogen; sie hat ruhig dulden gelernt und wird also zur Zeit des zögernden Schicksals nicht erdrückt, und was sie nun noch verlieren kann, sind meist nur Spiele, die sie nie anders betrachtet, und die sich zur Zeit des Glücks leicht wieder anhängen.“ — „Die Fluten des Lebens sind in der Jugend weit gefälliger; das Leben wird strenger, je länger es sich lebt. Es wird immer weniger gleichgiltig gegen das, was man sich erwirbt, weil es

fühlt, daß es immer weniger zu verlieren hat. Wem es zu sehr durch die Finger schieht zur Zeit, da er sich noch zu erwerben hat, dem ist es nicht gewogen: es arbeitet darauf, vollkommene Greise zu haben.“ — „Wir sollten nie feste Wünsche des Herzens machen. Das Schicksal hat seine eigne Art zu erfüllen, die oft von der, wie wirs wünschten, sehr verschieden ist, und doch die vortheilhafteste für uns. Fügen in die Nothwendigkeit ist wahrer Gehorsam, und nur dieser kann uns am Ende, zumal bei verwirrter Lage, beruhigen und glücklich machen“ (6. Dec. 1784). — Das Leben ist voll eitel Müß und Stückwerk; indem wirs als solches betrachten, kommt uns noch hier und da eine unerwartete stille Freude entgegen“ (31. Jan. 1785). — „Wir müssen uns stets mit dem Leben etwas verändern; denn wenn wir stehen bleiben, sind wir zu nichts. . . Leb du nur immer etwas in Leichtsinne und Taumel, wo es möglich ist!“ (27. Juni 1786).

Karl äußerte sich der Schwester gegenüber mit unbedingtem Vertrauen; auch Erlebnisse, die sonst unter Männern bleiben, theilte er ihr unbefangen mit. Wie wenig sie der Prüderie anzuklagen war, zeigt die Correspondenz über Ardinghello. „Die Moral des Verfassers, schreibt Knebel 24. Sept. 1787, ist freilich schwankend, aber das Buch ist voll Leben, und das ist genug. Moral ist, denk ich, jedes eigne Sache.“ „Du wirst mir nicht verargen, antwortet Henriette, daß ich mich über Ardinghello gefreut habe; denn seine Unmoralität kann mich nichts angehn, da ich ihn nicht deswegen, weil ich auch ein Mensch bin, als meines Gleichen betrachten kann, ebenso wenig als ein fremdes vortreffliches Gewächs; denn so müßten mir die Sitten der Einwohner von Otahaité gefährlich sein. Jeden großen, vorzüglichen Menschen sehn wir doch am liebsten als freien Wilden, auf den weder sein Zeitalter noch dessen Sitten viel Einfluß hat. Das Buch hat mir wirklich viel Vergnügen gemacht.“ Darauf findet Knebel denn doch zu erinnern (12. Nov.): „Nur ist in der innern Vorstellungsart eine gewisse Unmoralität, die sich nicht ganz mit der otahaiteschen oder thierischen vergleichen läßt. Es ist nämlich ein ander Ding, einen Wilden in dem freien Gebrauch seiner bloß thierischen Kräfte zu sehn, und ein ander Ding, einen Sophisten mit reizenden und einnehmenden Bildern die Sache so vorstellen zu sehn, als wenn sie wirklich das höchste Glück des Menschen sei. Letzteres ist nicht wahr, und deshalb wirds uns widrig; wir verlangen von erhöhten Denkräften auch erhöhte Vorstellungsart.“ Inzwischen haben die glühenden Bilder Heineses doch auf ihn gewirkt: „Wir sollten alle die kalten, spröden Hülsen abstreifen, die uns an dem Genuß des allzukurzen Daseins verhindern.“ — „Des Menschen Bestimmung ist Erkenntniß und Genuß. Soll ich ewig nach Schatten laufen? Je mehr glückliche Momente er zusammenbringt, um desto mehr hat der Mensch

gelebt.“ — „Es wird Goethe schwer, Italien zu verlassen, und ich fürchte, daß er sich sobald nicht wieder an deutsche Luft gewöhnen möchte. Freilich ist ja in Deutschland überall schlecht und die Luft wäre noch am ersten zu ertragen. Aber unser elendes Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit, Ungefühl, Unart, Ungeschmack und Unsinn, Stolz und Armut, das sind Dinge, die noch schlimmer sind als die schlimmste Luft“ (18. April 1788).

Mit großer Verehrung spricht er sich durchweg über Frau von Stein aus. „Sie ist diejenige hier unter allen, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Keines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Antheil und an allem Menschlichen, ist wohlunterrichtet und hat feinen Tact“ (April 1788). „Sie ist eine gar seltene gute Frau, und lebt eigentlich bloß in der Klarheit, die ihr, bei ihrer reizbaren, feinen Natur, schon die Stelle der Wärme vertritt. Sie lebt eigentlichst im Verstand, und hat doch so gar keine Prätension von Verstand“ (Oct. 1788).

Ernsthaftes Nachdenken erregt folgende Stelle über die Zustände von Weimar (Oct. 1788): „Das Seinsollen, mit deutscher Armuth und Glend, ist mir am Hof und in der Stadt nachgrade unerträglich. Aut Caesar aut nihil, sagt das lateinische Sprichwort, und das will nur so viel sagen: Halbheit richtet jeden eh'ichen Charakter zu Grunde.“ — Das ist doch nicht bloße Hypochondrie!

Im Mai 1791 folgte Henriette der Einladung ihres Bruders nach Weimar, wo sie einige Monate darauf die Erziehung der eben fünf Jahr alten Prinzessin Caroline Luise übernahm. Das gute Verhältniß zwischen den Geschwistern hörte aber auf, als Knebel Ende 1797 sich nach Ilmenau zurückzog und dort die Kammermägdin Rudorf heirathete. Henriette brach vollständig mit ihrem Bruder, und ließ sich erst im Sommer 1801 versöhnen. Im Sommer 1804 nahm Knebel Jena wieder zu seinem Aufenthalt, und von da an wird der Verkehr lebhafter. Einzelne Urtheile über die herrschende Literatur sind interessant, weil sie den Ton der guten Gesellschaft charakterisiren.

3. October 1801. „Maria Stuart ist für das Theater zu lang und ermüdend, und bin ich auch darin unsers Wieland Meinung, der mir unter andern Aeußerungen der Verzweiflung sagte: wenn ein hübscher Mann von fünf Fuß und drei Zoll zu mir ins Zimmer tritt, so kann er mir gefallen;

nicht er aber zehn Fuß sechs Zoll, so laufe ich davon. Man sieht, daß Schiller für das Tragische geboren ist, da er die Menschen so quälen kann, und es ist unbegreiflich, daß er sich gar nichts Urges dabei denkt, und meint, man könnte recht gut bis um elf Uhr Nachts so dastehen. Ich kann es ihm nie vergeben, wie er mich schon gemartert hat.“ Ähnliche Klagen über Schiller ziehn sich durch den ganzen Briefwechsel. — 10. Februar 1803. „Man sieht wohl, daß er für sich schreibt und wenig an das Publicum denkt, daher seinen langen Stücken doch immer die Grazie fehlt.“ — 22. März 1804. „Da ich den großen, man könnte ihn auch den langen Tell nennen, glücklich ausgehalten habe, so kann ich ihn auch loben; denn ich dachte, die Hitze würde mich umbringen, und der größte Spaß an diesem Tag waren die vielen Kutschen und Reiter, auch Fußgänger, welche alle die jenaische Straße herbeikamen. . . . Im zweiten Act der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwischen Tells Geschichte noch ein langweiliger schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe — denn sterben muß er, man weiß nicht warum. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den eine Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Raison und in sein Vaterland bringt. Und zuletzt wäre es doch schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst.“ — 15. Mai 1805 über Schillers Tod: „Meiner armen Prinzess kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte und konnte sich kaum fassen, obgleich die Erbprinzess, der es auch sehr nahe ging, alles that, um sie zu trösten. Wir sind fast täglich bei der Schillern, deren Schmerz zwar tief, aber doch sanft ist. Die Wolzogen ist viel heftiger. Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge, und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schiller nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte; ich habe mich oft über ihn geärgert, aber jetzt muß ich mich selbst entschuldigen. Aber ich glaube, es lebt sich gut ohne Herz, und ich gäbe das meinige um ein Leichtes hin.“ — 17. December 1807. „Goethe versicherte mich, daß er es selbst bei Schillers Stücken niemals über den vierten Act habe aushalten können. Daß ich ihn für alle Folgezeiten in dieser Meinung bestärkte, glaubst du mir wol.“ — 5. April 1803: „Ich war aufgelegt, die natürliche Tochter gut zu finden, weil mir, im Vertrauen gesagt, die Schillersche Schwere fast unerträglich

wird. Daher haben mir die rührenden Stellen aus der Eugenie, der Jammer des Vaters über seine todtgemeinte Tochter u. s. w. sehr gefallen. Inzwischen hat die Toilette der Eugenie etwas Abgeschmacktes, worin unsre Herrens, wenn sie leicht und zierlich sein wollen, gar bald verfallen.“

Die regierende Herzogin hat nicht immer den Beifall ihrer Hofdame; diese schreibt, 16. Sept. 1802: „sie scheint mehr als jemals zu fühlen, daß sie aus einem großen Haus ist, so stolz und unzufrieden sieht sie aus.“ „Unser hiesiges geistiges Leben hat etwas Aehnliches mit dem physischen im Orient, wo die Großen allein im Besitz der Güter sind, mit denen sie ziemlich despotisch und willkürlich schalten, und die andern auch gar keinen Wunsch noch Bedürfniß nach irgend einem Eigenthum haben.“ 23. December 1803 (nach Herders Tod): „Unsre Herzogin zeigt sich wie das ewige Schicksal, doch sagt Prinzzeßchen, daß sie sehr angegriffen wäre und sich mit ihr mit Behmuth davon unterhielte. Frau von Staël aber darf nichts davon gewahr werden; von dieser ihrer Lebendigkeit läßt sie sich hinreißen und elektrisiren. Dagegen habe ich nichts, daß sie Geschmack an ihrem Verstand und ihrer schönen Redekunst findet, doch würde ihr es die Staël gewiß nicht übel deuten, wenn ihr die Herzogin auch mehr Gefühl zeigte. Den Herzog ergötzt die Staël auch sehr, und er glaubt einen seltenen Mann zu hören, so schnell, richtig und umfassend ist ihre Rede. . . . Sie hat durchaus nicht das Preciöse und Pedantische, was unsre gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, Halbreifes, sondern gesund bei aller ihrer Freiheit. . . . Ihr Sprechen ist wirklich das seltenste Talent, was mir noch vorgekommen ist; nie etwas Schneidendes, Decidirtes, was eine Frau besonders oft lästig und ungraziös macht; ebenso weit ist sie aber von affectirter Nachgiebigkeit und Koketterie entfernt — und doch weiß niemand besser als sie nachzugeben und einzulassen. Das Kennzeichen ihres Talents ist doch gewiß, daß ihr Gespräch nur ermuntert, nie ermüdet, und wenn unsereins aus Trägheit oder Ungewohntheit sich ihr den andern Tag mit etwas Widerwillen nähern könnte, so fühlt man sich leicht emporgehoben und die innere Unzufriedenheit verschwindet. Diese Wirkung habe ich an der Herzogin öfters beobachtet. . . . Bon Goethe sagt sie, qu'il pouvait être aimable, quand il était sérieux, mais qu'il ne doit jamais plaisanter. Eigentlich spricht sie nichts an, als was Wärme und Gefühl hat. Wenn sie leidenschaftlich ist, so ist sie es doch mit Liebenswürdigkeit, auch selbst wenn sie sagt: qu'on est toujours indécis dans tout ce qu'on entreprend, quand on n'est pas entraîné par le passion. . . . (19. Januar 1804): „Die französische Sprache wird sich leicht finden; bei ihr glaubt man, daß es keine andre gäbe. Sie sagte neulich von Lavater, als der Herzog sie fragte, ob er gut französisch gesprochen hätte: il s'exprimait comme tous les gens d'esprit, on se comprend. Sie ist wirk-

lich äußerst gut und liebenswürdig, und ich kann mir kein Jahrhundert denken, das noch so eine Frau hervorgebracht hätte.“

Bei der ersten Aufführung von Goethes Tasso, 4. März 1807: „Er hat mich, und wol das ganze Publicum, lebhaft interessirt. Ich hätte selbst nicht geglaubt, daß er bei der Aufführung diese Wirkung hervorbrächte, besonders bei mir; denn ich gestehe, daß ich im Theater fast immer gleich ermüdet bin und öfters sogar einschlafe. Es ist aber ein großer Vortheil, wenn man voraus das Gefühl hat, daß nichts Gemeines gesagt wird. Dann hat Goethe das vor Schiller voraus, daß jeder Charakter sein Eigenes behält, und man nicht überall den Autor hören und sehen muß.“

Wie unbedingt Goethe seinen Stempel allen seinen Umgebungen aufprägt, zeigt die enorme Theilnahme, mit der (seit December 1807) der verschrobene Zacharias Werner besprochen wird, weil Goethe ihn protegirte. In den abgeschmacktesten seiner Poffen findet das gelehrige Dämchen etwas Geistreiches. In grellem Gegensatz dazu heißt es 5. März 1808: „Ein fürchterliches Lustspiel, was wir am vorigen Mittwoch (2. März) haben aufführen sehn, und was einen unverlöschbaren unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat und auf uns alle, ist „der zerbrochene Krug“ von Herrn von Kleist in Dresden, Mitarbeiter des charmanten „Phöbus“. Wirklich hätte ich nicht geglaubt, daß es möglich wäre, so was Langweiliges und Abgeschmacktes hinzuschreiben. Die Prinzess meint, daß die Herren von Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarusorden hätten. Der moralische Aussatz ist doch auch ein böses Uebel. Ich glaube, bei diesen Herren hat sich das Blut, was sie sich im Krieg erhalten haben, alles in Dinte verwandelt. Im nächsten „Phöbus“ tritt dieser selbe Autor auch gleich mit so einer abscheulichen Geschichte auf, lang und langweilig im höchsten Grad.“ — Diese Geschichte war — Michael Kohlhaas!! — 9. März: „Hier der „Phöbus“. Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfüge so nennt, die wol auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Louisdors nicht aufheben.“

Sehr interessant werden die Unterhaltungen wieder in der Napoleonischen Zeit, während des Congresses zu Erfurt. — 24. September 1808: „Der gute Napoleon wird sich wol nach dem kleinen Aerger, den ihm die Spanier gemacht haben, etwas ergözen wollen. Da fürchte ich nur etwas für die Vergnügungen, die er dem Alexander machen wird. In Tilsit schon ließ er ihn gar nicht zum Wort kommen und sagte: Ne parlons pas d'affaires, mon chere frère, ni politique! Je vous assure qu'on m'a beaucoup vanté votre beauté, mais on n'a rien dit, il faut voir cela. Quelle belle taille! quelles belles cuisses! Man sagt, es würde eine französische Truppe nach Erfurt kommen. Wenn wir nur die Ballets nicht auch mittanzen müssen!

Was er sonst mit uns vorzunehmen gedenkt, ist gewiß schon ausgemacht, und nun ist von unserm Verstand, von unserm Betragen gar nicht mehr die Rede. Wenn wir nur nicht ganz schwindlicht werden, wenn er uns so die Köpfe herumdreht! Oder vielleicht besser, wenn wir uns gar nicht besinnen. Doch ne parlons pas politique!“ — 12. Oct. 1808. „Den Mittag um sechs Uhr fuhr die Herzogin allein zum Napoleon, ganz ohne Begleitung, und mußte mit allen den Königen und der westphälischen Königin in der Antichambre warten. Sie hörte, daß Napoleon sich im Nebenzimmer laut und freitend mit Alexander unterhielt. Als er herauskam, sagte er zu den beiden Damen: Bon jour, ma reine de Westphalie! bon jour, Madame! Ohne ein anderes Wort ging es gleich zur Tafel und gleich nach der Tafel ins Theater, wo Mahomet gegeben wurde. Bei Tafel war er freundlich gegen die Herzogin, bat sie zu essen und zu trinken, wo er ihr selbst einschenkte. Als sie sich weigerte, sagte er: Mais buvez donc, je voudrais Vous entendre deraisonner! . . . In dem Theater war in einer kleinen Loge eine Estrade gemacht mit zwei kleinen Fauteuils; darauf setzten sich der König und die Königin von Westphalen, doch ohne Kron und Scepter. An der Seite, niedriger, saß unsre Herzogin, und so freundlich die westphälische Dame mit der Herzogin allein war, so sah sie sie nun, im Publicum, nicht mehr an, und sprach kein Wort mehr.“ — Napoleons Unterhaltungen mit den jungen Damen über die Tanzkunst möge man im Buche selbst nachsehn. — 26. Dec. 1809: „Was sagst du dazu, daß unser Napoleon wieder heirathet? Die ganze Nacht hab ich schon von ihm geträumt. Sollten wir unsre theure Princess ja einmal verlieren müssen, so wäre es um keinen Preis als daß sie Kaiserin würde. Dann ziehen wir allesammt nach Frankreich und mein Karl lernt Französisch ohne meine Kosten.“ Bekanntlich wurde der Wunsch nicht erfüllt, Princess Caroline heirathete den Erbprinzen von Mecklenburg, und ihre Erzieherin begleitete sie nach Ludwigslust, wo sie im Sommer 1813 starb.

„Wir leben, schreibt Knebel 4. Mai 1810, zuviel in Gesellschaften, daher wir auch meist immer zerstreut und gleichsam außer uns sind. Bei den Alten, die große Charaktere geliefert haben, war es nicht so. Die Frauen waren mehr auf ihr häusliches Wesen beschränkt, und ihre Gesellschaften mochten wol, wie ihre Feste und Schauspiele, nur etwas Seltenes sein. Nicht daß nicht eine Freundin die andre öfter besucht hätte, aber dergleichen fast tägliche Besuche, wie unsre Theegesellschaften, wären ihnen gewiß etwas Gemeines und unter ihrer Würde gewesen. Wie soll sich ein Charakter bilden, wenn er täglich nur zu sinnen hat, wie er etwa eine langweilige Unterhaltung noch mit einer geringfügigen Erzählung oder Neuigkeit zu unterstützen hat? Daher bei uns die Nothwendigkeit des öftern Reisens, damit man nur wieder etwas neuen Stoff sammle, wovon doch ihre Frauen nichts wußten.“

Im Lauf des September berichtet er seiner Schwester über die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. „Ich kann mich nicht enthalten, über die fatalen Memoiren — denn fatal sind sie doch, da sie uns in eine solche Hölle sehn lassen — noch ein allgemeines Wort zu sagen. Unverstand, Rohheit, Gemeinheit, Unarten und Launen bringen mehr Unglück in die Welt, als wirkliche Laster. Vielleicht ist durch diese der Untergang der preussischen Monarchie gelegt worden, wogegen alle Talente des großen Friedrich nichts vermochten. . . . Die Memoiren haben mir seit ein paar Tagen den Geist beinahe zerrüttet. Es ist so viel Niedriges und Abscheuliches darin, daß man selbst fast in eine der ewigen Ohnmächten der durchlauchten Schriftstellerin darüber fallen möchte. Welch eine Familie! Man könnte sich die des Atræus und Thyest darunter vorstellen, wenn noch mehr innere Kraft dabei wäre. Die garstigen bösen Zungen — der Frau Schriftstellerin selbst — die Verstellungskunst u. s. w. gehören auch dazu. Gott, was konnte in der Folge daraus werden? — Das, was es geworden ist.“

16. Juli 1811. „Es sind jetzt so viel ganz verrückte Bücherschreiber, daß man es nicht denken sollte; alle wollen Originale sein und was Außerordentliches sagen. Goethe seufzt darüber und sagt, ihr Talent bestehe in der Verrücktheit, und wenn man ihnen diese nähme, so bliebe ihnen fast nichts übrig.“

4. November 1811. „Ich hatte gestern mit Goethe eine artige Unterredung, worin er mir sagte, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glücks habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe. Ich kann ungefähr ähnliches von mir sagen; denn das Glück, das sich zuweilen zeigte, ging wie ein Gespenst vorüber. Aber in der That, die Glücklichen im Zufall sind nicht immer die Glücklichen in der Wahrheit, und ich habe so manche fallen sehen, die weit, weit fester zu stehn schienen.“

Ueber Wielands Tod (1813). „Nur in den ersten Tagen seiner Krankheit, welche in allem zehn Tage dauerte, fühlte Wieland einige schmerzende Angriffe von Kollik, wobei man doch nicht an große Gefahr dachte.

Am 16. Januar sagte er mit ziemlicher Laune: „Nun hat wol Hüschkes Weisheit ein Ende.“ Die ironische Laune, die ihm im Leben gewöhnlich war, verließ ihn zu keiner Stunde, so daß die Mädchen meist immer haben lachen müssen. Immer war er heiter und besonnen, und schien, seines Zustandes wohl bewußt, ihn spielend vergessen zu wollen. Den Tag vor seinem Tode perorirte er noch das *To be or not to be*, und sagte, beides sei ihm nun gleich. Darauf sagte er in seiner gewohnten Manier, die Götter seien etwas grob gegen die Menschen, aber die Menschen seien dagegen vernünftig, um es ertragen zu lernen. Die letzte Nacht, als er nicht schlafen konnte, ver-

langte er von der Person, die bei ihm wachte, sie sollte ihm durchaus etwas erzählen. Als diese nichts wußte, sagte er mit Eifer: „hat sie denn keine Großmutter gehabt, die ihr Märchen erzählt hätte?“ Den andern Morgen wollte er sich heimlich aus dem Bette machen und aufstehen. Die Aufwärterin kam dazu. „Was machen Sie denn, Herr Hofrath?“ rief diese. Er im Zorn: „pack Sie Sich zur Thür hinaus! Sie hindert mich allezeit, wenn ich etwas unternehmen will.“ Amalie, seine Enkelin, mußte ihm fleißig auf dem Clavier vorspielen. Das ergözte ihn sehr, und er gab genau darauf Acht, lobte und verbesserte sie. Noch am Abend war er sehr heiter, und sagte noch ein hübsches Bonmot. Sie verließen ihn um halb zwölf Uhr, hörten ihn noch ein wenig stöhnen, und als sie nachsahen, war er todt.“

Die architektonischen Bestrebungen unserer Zeit.

2.

Wenden wir uns nun zu den Concurrenzentwürfen der berliner Schule: einen Fortschritt über die bisherige berliner Kunstübung zeigen sie nirgend, weder in Rücksicht auf die Behandlung des Materials, noch auf die Charakteristik des Bauwerks, noch endlich auf die Bildung des Grundplans. Die schematische Architekturbehandlung macht die Erfüllung der beiden ersten Anforderungen unmöglich, die Planbildung aber ist eben überhaupt die schwache Seite der berliner Schule. Die Plantheilung fast sämtlicher Projecte, um mit dieser zu beginnen, ist schon in der Raumbenutzung eine ziemlich willkürliche. Der gegebene Bauplatz, an der Durchkreuzung der Burgstraße und der Neuen Friedrichsstraße gelegen, bietet nach beiden Seiten hin Fronte; die Bebauung des Platzes nach der Straßenflucht ist aber schon ein sehr einfaches haupolizeiliches Erforderniß. Statt nun demgemäß die Fluchtlinie einzuhalten, läßt die Gebäudemasse dieselbe meist unberührt und springt in willkürlichen Sprüngen, Vor- und Rücklagen, mehr oder weniger hinter dieselbe zurück. Das Liegenlassen von Terrain wird aber bei einem so theuern, kostbaren Boden zur Verschwendung, bei einem so beschränkten Terrain, wie das gegebene, gradezu zum Fehler, denn nur das Zusammenhalten der Masse kann bei verhältnißmäßig geringen Längen und der ohnehin durch festgestellte Maße beschränkten Höhenentwicklung eine dem Wesen einer Börse entsprechende monu-